

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 36

Artikel: Die grosse Hemmung [Fortsetzung]
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 36 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

4. September

Die Witwe.

Von Salomon D. Steinberg.

So geht sie Tag für Tag im Garten,
Dem keine letzte Rose blüht.
Schmerzvoll in ihrer Seele glüht
Ein dunkles, drängendes Erwarten.

Kaum war doch Tag ins Haus gezogen,
Der Sommer glühte auf dem Land,
Glanzvoll zum allerfernsten Rand
Lag meine Welt ins Licht gebogen —

Und schon ward Herbst — ? Wie schnell erlöschen
Die Rosen und die Nelken sind;
Die Felder liegen leer im Wind,
Ihr reifer Segen wird gedroschen,

Und Haupt an Haupt liegt auf der Tenne,
Zerschlagen, tausendfach vermengt.
Mein Mann — wo liegt verstümmelt und versengt
Dein Körper, daß ich ihn erkenne?

Und in mir dehnt sich junges Leben;
Ich aber bin nicht seiner froh,
Du liegst so weit — wer weiß nur wo —
Und hast es mir doch einst gegeben.

(„Wissen und Leben“.)

...

Die große Hemmung.

Novelle von Rudolf Trubold.

5

Der Siegesjubiläum war nur von kurzer Dauer gewesen, denn die Nachrichten lauteten heute anders. Colette wollte allen Mut verlieren, Hilda aber munterte sie auf, obgleich sie unglücklich war, da seit vierzehn Tagen keine Nachricht von René gekommen, während Frau Samien, wenn auch mit großen Verspätungen, fast täglich Karte oder Brief erhielt. Nach vierzehn Tagen, die Hilda wie eine Ewigkeit vorgekommen, langte eine Botschaft René's an. Er schrieb:

Meine liebe Frau!

Wir sitzen hier in den Savoyer Alpen, hoch oben im Gebirge, auf einer Festung. Es ergeht mir nur viel zu gut, ich möchte lieber kämpfen als hier warten, aber das ist natürlich nicht mein Wunsch maßgebend. Das Wetter ist oft herrlich und ich bin heute Sonntag sehr hoch hinauf gestiegen, ganz allein, und hatte eine wunderbare Rundschau. Doch man kann ja die Schönheit nicht ungetrübt genießen, besonders nach den letzten Nachrichten.

Welch ein segensbringender Haß glüht in uns allen gegen die perfide Brut, die ein so schändliches Spiel getrieben, auf das auch ich hineingefallen, wie ganz Frankreich.

Nun lebt nur noch ein Wille, nur noch eine Hoffnung in mir: blutige Rache an denen zu nehmen, die der Größenwahn in ihr wohlverdientes Verderben treibt. Wie himmelhoch steht mein Volk über jener servilen Horde erhaben. Alle unsere Leute erfüllt das eine, gleiche, heiße Verlangen, das in mir brennt.

Wir werden siegen, das wissen, das fühlen die germanischen Schlächterknechte, darum ihre nervöse Hast, mit der sie aus Belgien das Gold schleppen. Aber wehe dem, der die gerechte Strafe zu tragen hat für all die beispiellosen Verbrechen, die in den letzten Tagen in den flandrischen Provinzen geschehen. Das zukünftige Europa soll die Freiheit begrüßen können, nach der alle Völker rufen. Der Ruf wird nicht ungehört verhallen, so lange ein Herz schlägt im großen, stolzen Frankreich.

Die Grundfesten der alten Welt erzittern, was da faul und schwach ist, wird fallen. Ich hoffe es zu erleben, das verräterische Deutschland um Frieden flehen zu sehen. Es lebe Frankreich! Es lebe Belgien, das Heldenland! Es lebe England und Rußland, unsere Verbündeten!

Dein René.

Sie las den Brief zweimal, faltete ihn dann und verfiel in ein Grübeln. — René schrieb ihr kein liebes Wort, keinen Trost für ihre Einsamkeit, gab kein Zeichen, daß er sie vermisse, so wie sie ihn vermisse. Sie las es aus jeder Zeile, wie haßerfüllt er war gegen die Deutschen — und sie war eine Deutsche —. Ob der Haß sich auch gegen sie wenden konnte, wenden mußte? Es überlief sie heiß und kalt bei diesem Gedanken. Aber das war doch nicht möglich, nein, das schien ihr undenkbar. Er wußte doch, daß sie nicht nur unschuldig, sondern ein doppeltes Weh ertragen mußte: den Schmerz, sich vom angestammten Vaterlande loszureißen und das Leid um Frankreich, die neue Heimat. Er wußte doch, daß sie eine echte Liebe zu diesem Lande trug, denn hier stand das Haus, in dem sie mit ihm des Lebens größtes Glück genossen. Mit ganzer Seele und aus allen Kräften wollte und konnte sie Frankreich lieben, aber die Krone dieses Landes war für sie der Mann, dessen Gattin sie war, und das wußte er doch. Ohne ihn und seine Liebe war ihr Heimat, Vaterland, alle künftigen Siege und das, was sie ihr bringen mochten, leerer Schall. Sie schrieb ihm:

Mein einzig geliebter René!

Endlich habe ich nun auch wieder von Dir ein Lebenszeichen bekommen und bin glücklich, dich gesund und wohl zu wissen. Ich möchte zu Dir hinfliegen, um zu sehen, ob Du noch immer mein alter René bist, aber ach, es ist unmöglich.

Ich begreife Deine Empörung und fühle mit Dir; Deinen Haß aber kann ich mir nicht vorstellen, denn ich sah Dich nie im Hasse, wohl aber in der Liebe. Der Haß tötet, die Liebe erweckt zum Leben. Ich bin so unglücklich, so namenlos unglücklich über all die Verwüstungen, die dieser entsetzliche Krieg nicht nur an den Orten, wo er hintritt, sondern auch in den Herzen der Menschen anrichtet. Es will mir oft scheinen, ein Wahnsinn habe alle erfasst und trage unsern Verstand im Wirbel davon. Ich möchte alle Gefahren mit Dir teilen, dann wäre ich nicht so unglücklich. Glaube es mir, schon um Deinetwillen möchte ich unser geliebtes Frankreich sieghaft sehen; ich bin überzeugt von dem heiligen Recht Deines Volkes, und ich kann es nicht verstehen, wie der Himmel so entsetzliche Greuel geschehen läßt.

Aber mich faßte heute die namenlose Angst, es könnte geschehen, daß ich Deine Liebe verlieren müsse. Aber Gott möge mir diesen Gedanken verzeihen, denn ich kann mir doch unmöglich denken, ich sei zum unschuldigen Opfer Deines Hasses gegen alles, was Dich an Deutschland erinnert, auserwählt. Verzeihe auch Du mir, wenn ich mich in diesem Gedanken so verirren konnte. Aber Du schreibst mir kein liebes Wort, das mich Deiner Liebe versichert und doch weißt Du ja, an dieser Liebe zehre ich, von ihr nähre ich mich, mein Herz vertrocknet und stirbt ohne diese Liebe.

Ich habe Dir drei lange Briefe gesandt, Du erwähnst ihrer mit keiner Silbe. Ich kann mir nicht anders denken, als sie seien nicht an Dich gelangt. Colette hat von ihrem Manne alle Briefe erhalten, ich nur diesen seit Deiner Karte mit dem Edelweiß. Zu solchen Zeiten mag wohl vieles auf der Post verloren gehen. Ich hoffe aber zuversichtlich, dieser Brief werde seinen Weg nicht verfehlen.

Die Belles de Jour sind in voller Blüte und die Ricins sind so hoch geworden, daß sie Dich überragen würden. Man hat uns sicher die Kaze gestohlen, denn ich suchte sie mit Colette überall und konnte sie nirgends finden. Colette ist wütend darüber. Ich weiß nun auch, wer uns die Scheiben eingeworfen, es ist der François, dem ich acht Tage, bevor Du weggingst, Deinen grauen Rock gab. Bello ist ganz rabiat geworden, es wagt sich sicher niemand mehr in den Bereich seiner Zähne. Ich habe der Stundenfrau nicht nur die Zwetschgen, sondern auch den Zucker für die Konfitüre gegeben, denn es ist keiner mehr aufzutreiben und wir hatten eine feine Nase, ihn im Juni kommen zu lassen. Aber ach Gott, was frage ich der Konfitüre nach, ich hoffe aber, Du könntest sie noch vor dem Winter versuchen. O, ich darf an nichts denken, es will mir oft scheinen, alle Hoffnung müsse schwinden.

Ich bitte Dich inständig, sende mir ein liebes Wort, denn ich bin so sehr unglücklich seit Deinem letzten Schreiben. Ich küsse Dich und harre des Zeichens Deiner Liebe, ohne die ich nicht existieren kann.

Deine Dich über alles liebende

Hilda.

Es vergingen wieder zwei Wochen, ehe sie Antwort erhielt. Aber nur eine Karte kam, die lautete:

Meine Leure, denke an die vielen Unglücklichen. Wir dürfen nicht nur immer an den eigenen Kummer denken, dann ertragen wir standhafter. Ich kann nicht anders als mit denen fühlen, die so tief im Leid und Elend stehen, die von Haus und Heim vertrieben, denen man die Väter, die Gatten, die Kinder ermordet; die heimatlos, mittellos herumirren. Und kann auch nicht anders als fragen: Wer trägt die Schuld? Ich habe darum nur noch diesen einen Gedanken der Rache, den unbezwinglichen Durst nach Vergeltung und ich muß alles einsetzen für die Ehre, für die Sicherheit des Vaterlandes.

Ich küsse Dich.

Dein René.

VI.

Die Freundinnen wirtschafteten allein in dem Hause, dem sich die Kriegsscharen täglich mehr näherten. Frau Lamien hatte große Angst und Hilda nicht minder. Aber im Grunde mischte sich zu der Furcht die Hoffnung, nun ereigne sich der große Sieg für die Franzosen. Als aber die Deutschen immer mächtiger von Belgien her vordrangen, da fingen die Herzen der beiden doch an zu zittern. Frau Lamien drang immer eifriger auf Hilda ein, um sie zu bewegen, den Ort zu verlassen und mit ihr nach Savoyen zu ziehen. Aber Frau Balandrau konnte sich doch nicht dazu entschließen. Die letzte Karte von René hatte ihr so viel Mut und Stärke gegeben, sie konnte nicht anders, als den Rat ihres Mannes befolgen, sie wollte nicht nur an sich denken, sondern auch an die andern, die viel unglücklicher waren als sie. Nein, es schien geradezu feig, das Land hier zu verlassen und vielleicht das Haus, das sie auf irgend eine Weise beschützen konnte, preiszugeben.

Wenn Hilda allein im Garten saß, zog sie die Karte, die sie immer bei sich trug, hervor und las sie wieder durch, drückte sie an die Lippen und murmelte Worte, die einem

Gebete gleichen. Sie klagte sich an, sich gegen den geliebten Mann vergangen zu haben, indem sie an ihm gezweifelt, sein großes Herz nicht verstanden zu haben, das für die Menschheit schlug, als sie es nur für sich haben wollte.

Oft aber überkam sie eine solche fürchterliche Leere, daß sie nicht anders konnte als weinen. Sie wünschte tot zu sein, um dieser innern Einsamkeit zu entinnen. Immer wieder leuchtete jedoch ein Hoffnungsschimmer in ihr auf: Es war ihr vielleicht doch vergönnt, an der Seite des geliebten Gatten zu sterben wie eine Heldin. Warum auch nicht? Das Schicksal konnte ihn hierherführen, das Schlachtfeld war ja nicht so weit. — In ihrer erregten Phantasie sah sie tausend Möglichkeiten, sie sah ihn verwundet, fand ihn mit Hilfe des Hundes, brachte ihn in sein Haus — —. Es wurde ihr wie zur fixen Idee.

Drei Wochen lang erhielt weder Hilda noch Colette eine Nachricht. Da kam eine Karte von René. Diese meldete:

M. L. Nun ist auch meine Stunde endlich gekommen. Wir sind der Stätte des fürchterlichen Gerichtes so nahe, daß uns die Kugeln um die Ohren pfeifen. Ich bin glücklich, Du weißt warum. Es lebe Frankreich! Dein René.

Diese Karte war erst vor acht Tagen geschrieben worden; es schien ihr, sie fühle einen Hauch von René's Atem.

Am nächsten Morgen hörte Hilda ein dumpfes Donnern, als es eben zu tagen begann. Sie horchte lange mit angehaltenem Atem und begann dann ruhig zu überlegen. Nun erwachte Colette, die im Bette neben ihr schlief. Frau Lamien riß die Augen groß auf, stützte sich mit den Ellenbogen in die Kissen: sprang dann auf und rief:

„Jesus, die Kanonen! Nun kommt der Feind! Nun kommt der Feind! Wir müssen fort, fliehen, wir müssen fort!“

Hilda entgegnete ruhig: „O, ma chère, fürchten Sie sich doch nicht, denn nun heißt es Sieg.“

Aber Colettes Knie zitterten so sehr, daß sie sich nicht aufrechtzuhalten vermochte. In größter Aufregung sprach sie mit bleichen Lippen:

„Wir müssen fort! Stehen Sie auf, wir müssen fort. Wir haben schon zu lange gewartet, ich will keine Minute länger bleiben! Fort, fort! Hilda, Hilda, stehen Sie doch auf!“

Hilda ging zu ihr hinüber, umarmte sie und sprach klandhaft und ruhig:

„Ich bleibe hier und denke an meinen Mann, der kann auch nicht davonspringen, wenn die Kanonenkugeln kommen.“

Colette hörte gar nicht, sie lauschte auf den regelmäßigen

dumpfen Donner in der Ferne und begann wieder: „Ich will nach Savoyen, meine Eltern sterben vor Angst. Ich bin es ihnen schuldig, ich muß fort.“

Hilda faßte ihre Hände und zog die Verängstigte an sich: „Denken Sie doch, Ihr Mann ist vielleicht dabei und René auch. Die Soldaten müssen ihr Leben einsehen und wir sollten fliehen? Colette, nun kommen erst die großen Stunden und wir müssen beweisen, daß wir mutige, unerschrockene Französinen sind. Wir haben schon so viel ausgehalten, was kann denn noch geschehen?“

Aber Colette unterbrach sie: „O, Ihre Stimme zittert auch, sprechen Sie nicht so, Hilda, Sie denken anders, Sie wollen nur nicht zugeben, daß sie auch verzweifeln. O Gott, es ist vielleicht schon zu spät!“

Hilda schwieg nachdenklich. Colette sah mit bittenden Augen zu ihr auf und frug: „Warum schweigen Sie?“

„Ich frage mich, was aus Frankreich werden sollte, wenn die Männer auch so schnell den Mut verlieren würden wie wir.“

„Das kümmert mich nicht, wir sind arme, schwache Weiber und dürfen uns nicht dem rohen Feinde preisgeben.“

„Und ich vertraue auf Frankreichs mutiges Heer!“

„Um Gotteswillen, wir verlieren die Zeit mit müßigem Reden, während es unsere Pflicht ist, uns in Sicherheit zu bringen, ja, unsere Pflicht!“

„Wenn wir Frauen von Helden sein wollen, dann dürfen wir nicht vor Kanonendonner zittern wie Kinder.“

„Denken Sie, was unsere Männer sagen würden, daß wir so unvorsichtig sind, so wahnsinnig geradezu.“

„Mein Mann wird mich loben, das weiß ich.“

„Das ist ja nicht denkbar! Er kann doch nicht wünschen wollen, daß Sie auf Gnade oder Ungnade sich ergeben, sich der Gefahr aussetzen, von den Deutschen vergewaltigt zu werden. Er müßte ja rein den Verstand verloren haben.“

„Colette, glauben Sie wirklich so wenig an den Sieg unserer Armee? Sie sprechen so, als müßte für uns schon alles verloren sein, als würde der Feind nur vordringen und nicht zurückgeworfen werden.“

„O, ich glaube an nichts mehr! Mein Mann sagte schon am Tage der Mobilisation, er fürchte, wir seien nicht kriegsbereit, könnten den Deutschen unmöglich den nötigen Widerstand bieten, die Engländer hätten ja keine nennenswerte Armee, um uns wirklich eine Stütze zu sein, und die Tatsache, daß die Deutschen überall siegen, ist nicht zu leugnen. Ich glaube an nichts mehr, an gar nichts mehr!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Bergtour ins Berner Oberland.

Von O. Braun.

Bergsteigergemüt, was für ein seltsam, wunderbar Ding du bist! — Quälendes Heimweh frißt dir am Lebensmark, wenn du in Alltagsgeschäften gebunden aufblickst zu den Bergen, wo deine Seele wohnt. Mit Allgewalt treibt es dich immer wieder hinauf zu jenen ragenden Höhen, die zehrende Sehnsucht zu stillen, zu trinken in langen, tiefen Zügen vom Urquell ewiger Jugend, zu vergessen, was unten im Tale dich quält und beengt! — — —

Ein herrlicher Sonntagmorgen! Die Wolken, die wir abends zuvor, anläßlich der Reiseprojektbesprechung, so aufmerksam und mit gebührendem Ernst betrachtet hatten, sind verschwunden, ein tiefblauer Himmel wölbt sich über uns und mit siegesgewissen Mienen, schwer bepackt, bepidelt und befeilt, fahren wir 8 „Jungfraubezwinger“ hinein in den lachenden Morgen, Grindelwald zu. Dort wird im „Weißen Kreuz“ angesichts der bevorstehenden